

Zeitgeist und Bernergeist

Autor(en): **Gasser, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **49 (1970)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-338281>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Diskussion

Peter Gasser

Zeitgeist und Bernergeist

«Die Gefahr besteht, dass wir im guten Willen, für die Erhaltung des vaterländischen Geistes etwas zu tun, auf Abwege geraten, indem wir uns von den Methoden des Gegners beeindrucken lassen und damit bereits unserer Eigenart untreu werden.»
(Zivilverteidigungsbuch)

Der Bieler Parteitag brachte das Fass zum Überlaufen. Vor allem müpften die Berner – schon immer «mehr bernisch als sozialdemokratisch» («NZZ») – auf. Heinz Bratschi forderte unverblümt die Abschaffung der Parteitage in ihrer heutigen Form und damit nichts weniger als die Abschaffung der innerparteilichen, demokratischen Willensbildung.

Prof. *Marbach* beschuldigt unter dem Titel «Warum wir stagnieren»¹ die «Intellektuelle Linke», die Stagnation und den Rückschritt der SP bei Wahlen und Sachfragen durch ihre anarchistischen Umtriebe herbeigeführt zu haben. Einen Teil der Schuld gibt er gerechterweise auch dem Partiestablishment, das bisher gegenüber den «Jungtürken» zu nachsichtig, und der Parteipresse, die zu zurückhaltend in der Verdammung dieser Tendenzen gewesen sei. Er fordert seinerseits eine Politik im Sinne der «schweigenden Mehrheit», ein Programm von «Ruhe und Ordnung» und damit – unausgesprochen – die «Gleichschaltung» von Parteipresse und Manipulierung oder Abschaffung von Parteitagen. Mit der Empfehlung, «jene Superlinken, die die falsche Partei gewählt haben», sollten sich «beförderlichst eine neue anschaffen», winkt Professor Marbach schliesslich – nicht einmal sehr diskret – mit dem Zaunpfahl des Parteiausschlusses. Was ist davon zu halten?

Nun, zunächst einmal sind die Auffassungen Professor Marbachs so neu nicht. Bereits der Stil mutet vertraut an. Diese leidenschaftliche, derbe Mischung von Naivität und Demagogie, teils träf, teils weit am Ziel vorbeischiessend – das ist *Jeremias Gotthelf*, der einmal mehr ausholt, seinen Bernergeist vor dem verderblichen – zersetzenden Zeitgeist zu bewahren. Da ist nicht nur ein Generationenkonflikt oder ein ideologischer Disput,

¹ «Profil» 9/70.

da geht es auch gar nicht eigentlich um Sozialismus, Anarchismus oder Gesamtarbeitsverträge, sondern um den uralten Antagonismus zwischen der konservativ-bäuerlichen und der progressiv-urbanen Welt. Ton und Wortwahl stecken die Fronten – hie Stadt, hie Land! Die Argumente sind Nebensache.

Der Hauptvorwurf, die «anarchistischen Umtriebe» der «Jungen Linken» seien schuld an der – durchaus unbestrittenen – Stagnation oder gar dem Rückschritt des sozialdemokratischen Stimm- und Wählerpotentials, lässt sich leicht genug widerlegen. Nach vorsichtiger zeitlicher Bestimmung dürfte das, was gemeinhin als «Junge Linke» oder ähnlich bezeichnet wird, frühestens *in den Jahren 1966/67* in der Schweiz als politischer Faktor relevant geworden sein. (Dem auch schon vor diesem Zeitpunkt mit wohlwollender parteioffizieller Unterstützung dahinschleichenden VJS konnte ja nun wirklich auch der reaktionärste Gegner nicht «extremistische Neigungen» nachsagen.) Der vorerst ideelle und allmählich auch «realpolitisch» sichtbar werdende Stagnationsprozess der SPS hatte aber *schon viel früher* eingesetzt. So sah sich bereits im Jahre 1957 der sicher nicht extrem linker Neigungen verdächtige Benno *Hardmeier*, heute Sekretär des SGB, zum Satze veranlasst: «Für eine politische Partei, die sich selber als Träger des Fortschritts sieht, würde eine ideelle Verkalkung nicht nur Stillstand, sondern Rückschritt bedeuten.» Die Parteistrategie ging in diesen Jahren des kalten Krieges, vor allem aber nach dem Ungarn-Aufstand, darauf aus, die SPS möglichst weit nach rechts zu öffnen und alles, was nach Marxismus tönte, loszuwerden. Da konnte nicht schnell genug möglichst viel «ideologischer Ballast» über Bord geworfen werden. Die während der Bedrohung durch Nazi-Deutschland eingeleitete und damals sicher richtige Kooperation mit dem bürgerlichen Lager wurde nunmehr – durchaus ohne Not – in einer Weise verstärkt, dass der Weg von der sozialistischen zu einer Allerwelts-Volkspartei unaufhaltsam schien. Dass diese Entwicklung nur mit weitestgehendem Verzicht auf Profilierung erkaufte werden konnte, liegt auf der Hand. Die Konkordanz mit der bürgerlichen Mehrheit in Ämtern und Behörden sowie die ad nauseam propagierte «Sozialpartnerschaft» auf wirtschaftlichem Gebiet brachte einerseits zweifellos materielle Vorteile – sei es in gesetzlichem oder vertraglichem Rahmen –, andererseits aber verlor die Sozialdemokratie ihre Glaubwürdigkeit als die klassische politische Alternative. Es brauchte wiederholte schmerzliche Abstimmungsniederlagen und Sitzverluste, bis die Erkenntnis dämmerte, diese Anpassung um (fast) jeden Preis habe am Ende vielleicht doch mehr geschadet als genützt.

In seinem ganzen Ausmass offenbar wurde das Debakel indessen erst, als die klassische Wählerschaft der SPS gegen Partei- und Gewerkschaftsführung sich dem Poujadismus und der extremen Mittelstandstümelei eines James Schwarzenbach in die Arme warf. Machen wir uns keine Illusionen, die Schwarzenbach-Initiative war nichts anderes als ein Maschi-

nensturm im 20. Jahrhundert. In einem Ausbruch ohnmächtiger Verzweiflung legte der Arbeiter, der sich von Behörden, Gewerkschaften und Partei verraten wähnte, in der Tat «die Axt der Zerstörung an die ökonomischen und ideellen Voraussetzungen eines vorher nie erreichten Wohlstandes» (Prof. Marbach). Der Maschinensturm in Uster und Wetzikon im letzten Jahrhundert war die einzig mögliche Reaktion der *ausgebeuteten, unorganisierten, ungeschulten* und *fürherlosen* Arbeiterschaft. Wie sich dieses Phänomen aber in der heutigen Situation wiederholen konnte, darüber nachzudenken, so glaube ich, stände Prof. Marbach und seinen Genossen in Partei und Gewerkschaftsführung besser an, als mit billigen «Ruhe- und-Ordnung»-Programmen ihre jugendlichen Kritiker mundtot machen zu wollen.

So verursachte also nicht die «Junge Linke» die Stagnation der SPS, sondern diese Stagnation war vielmehr Ursache der Entstehung der «Jungen Linken». Erst als der Tiefpunkt da war, konnten diese jungen, kritischen und dem idealistischen, sozialistischen Gedankengut verpflichteten Genossen überhaupt in der Partei wirksam werden. Bis zu diesem Zeitpunkt waren diese jungen Leute entweder bedeutungslosen extremistischen Grüppchen und Zirkeln der «Ausserparlamentarischen Opposition» beigetreten oder hatten sich – das war die Mehrzahl – degoutiert vom sogenannten politischen Leben distanziert. Aus der Konfusion und Ratlosigkeit nach dem Scheitern verschiedenster Imagekorrekturen heraus gab die Partei diesen Jungen die Chance zu konstruktiver Arbeit; dass sie sie ergriffen – wer will es ihnen verargen?

Zumindest das Beispiel Zürich hat bewiesen, dass es auch so geht. Die Gemeinderatswahlen, für welche die politischen Auguren schwerste Rückschläge voraussagten, hat die Partei mit ihrem vielbelächelten «Revoluzzer-Programm» ohne einen einzigen Sitzverlust überstanden. Die Neueintritte junger Genossen in die überalterte Partei mehren sich. Sicher, es ist noch zu früh, Prognosen zu stellen. Rückschläge werden nicht ausbleiben. Dennoch, wer diese jungen Genossen, Lehrlinge, Mittelschüler und Studenten vor Fabrikatoren und Supermarkets, in Beizen und Wohnblöcken für die Partei agitieren sieht, wo vor nicht allzu langer Zeit noch ein einziger verdienter alter Genosse mühsam seine Flugblätter in überfüllte Briefkästen stopfte, mag wieder an die Zukunft des Sozialismus glauben.